

Illustrierte Beilage

zur „Freien Presse“

Nr. 18.

Sonntag, den 28. Oktober 1923.

1. Jahrgang.

Der Tod durch die Zeitung. Von Fjodor Skolobub.

Rjesanow fühlte sich so schwach und müde. Immer öfter neigte sich sein Denken der ewigen Ruhe zu. Es schien, als gäb's keine süßere Raft, denn auf dem Bretterlager, im Sichtenfarge. Und plötzlich fühlte er den Wunsch nach einer Zerstreuung, die keinem festgelegten Programm entsprach.

Er saß allein in seiner stillen Stube und las aufmerksam die Inserate in der „Nowoje Wremja“. Er suchte etwas, verglich und wählte.

Sein bleiches Gesicht, das schon zu welken begann, zeigte Zeichen der Verwirrung und der Unentschiedenheit.

Endlich wählte er ein Inserat.

Irgend eine intelligente junge Dame, die hübsch und gebildet war, und sich in größter Not befand, bat gute Menschen, ihr fünfzig Rubel zu borgen; sie war mit allen Bedingungen einverstanden. Beantwortung erbat sie poste restante dem Ueberbringer der Quittung Nr. 205.824.

Rjesanow nahm ein gelbliches, rauhes Briefpapier mit unebenem Rande und dem Wasserzeichen „Margarette Mill“ aus der Schachtel und schrieb unfroh lächelnd:

„Sehr geehrtes Fräulein,

ich gebe Ihnen das Geld, um das Sie bitten, aber nicht geborgt und nicht umsonst, sondern für eine Leistung, die ich ihnen sogleich näher bezeichnen werde. Da Sie, wie Sie sagen, eine intelligente Dame sind, werden Sie vielleicht verstehen, was eigentlich von Ihnen verlangt wird. Sie sollen mir in dem Bilde meines Todes — je anziehender desto besser — erscheinen und sich auch demgemäß betragen. Wenn Sie imstande sind, dieses heitere Spiel genügend abwechslungsreich zu gestalten, so mag Ihr Lohn schon im vorhinein zu Ihrer Verfügung stehen. Sind Sie einverstanden? Fürchten Sie sich nicht? Verstehen Sie, was von Ihnen gefordert wird? Wenn Sie einverstanden sind, schreiben Sie, wann und wo ich Sie zum erstenmal treffen kann. Mir paßt es am besten — nach fünf Uhr. Schreiben Sie an das Hauptpostamt Nr. 384.384. Ich werde den Brief am Donnerstag abholen.

Er unterschrieb sich nicht, siegelte und trug den Brief selber auf die Post, damit er rascher ankäme. Dann kehrte er zurück und dachte, wie sie wohl sein würde: hager, mißgestaltet, mit einem von Armut und Leiden verdunkelten Gesicht, mit gelben Zähnen, dummen rötlichen Haarbüscheln unter einem von Regen und Wind vertragenen Hut? Oder jung, schüchtern, mit dünnen, von der Nadel zerstochnen Fingern, mit einem blassen, wachsgleichen Gesicht und einem lieben Munde? — Oder es kommt vielleicht eine betrunkene Prostituierte, angemalt, erfahren, mit einer kreischenden Stimme und groben Manieren? —

Wie wird sie wohl sein, sie, mein Tod, mein Tod! —

Am Donnerstag ging er auf das Postamt. Der Sonntag in der Hauptstadt war staubig, heiß und lärmend. Da und dort wurde das Pflaster ausgebeßert, die Häuser wurden angestrichen und — es roch so unangenehm. Und alles war froh und gewohnt, und die Schilder der bekannten Restaurants sahen feiertäglich gepußt aus.

Er beeilte sich nicht. Es war an vier Uhr, als er durch die enge geöffnete Tür in den neuen, glasbedachten Saal des Postamtes trat. Gerade dem Eingang gegenüber, hinter dem mittleren Doppelfenster eines großen quadratischen Verschlags, saßen drei Mädchen und ordneten Briefe. Rjesanow streckte schweigend seine Dreirubelnote hin. Er sah mit haßerfülltem Blick auf das pausbackige Mädchen, das den Brief auf seine Nummer suchte und einen Brief nach dem anderen aus dem Bunde nahm und auf den Tisch legte. Und alle lachten. Es

war so widerwärtig, so langweilig. Endlich reichte sie ihm einen Brief in einem schmalen Briefumschlag. Sie warf die übrigen Briefe durcheinander: „Sonst nichts.“

„Auch nicht notwendig,“ — sagte Rjesanow verdrießlich.

Er ging zur Seite, setzte sich auf eine Bank bei einer Säule und riß den Briefumschlag auf.

Große und enggeschriebene Buchstaben, zarte Striche, eine regelmäßige und gelassene, un erwartet schöne Unterschrift:

„Sehr geehrter Herr.

Ich bin einverstanden. Ich fürchte mich nicht. Ich verstehe Sie. Donnerstag um sechs Uhr. Michajlowskijpark, die Allee rechts vom Eingang. Ein weißes Kleid. Ihr Brief im Umschlag in der rechten

Hand. — Ihr Tod.“ — Der Wächter läutete. Der Saal leerte sich. Rjesanow fuhr zum Restaurant „Wien“, aß dort zu Mittag, trank Wein. Er hatte Eile. Um halb sechs kam er in den Park.

Sie stand unweit des Eingangs, unter einem Baum am Rande der Allee. Ihr Kleid leuchtete weiß aus dem dunklen Grün des stillen Parkes — Sie war schlank, blaß, sehr sanft und still. Als er zu ihr trat, sah sie ihn aufmerksam an. Ihre Augen waren grau und still. Sie verrieten nichts. Das Gesicht, das eigentlich nicht schön war, zeigte einen Ausdruck von Klarheit und Ergebung. Die Lippen des ein wenig zu großen Mundes lächelten lieb und traurig.

„Mein lieber Tod,“ — sagte er leise. — Er stand vor ihr und streckte ihr in seltsamer Erregung die Hand hin. — Sie schwieg. Sie legte seinen Brief aus der Rechten in die Linke und drückte seine Hand mit ihrer zarten, kalten, sanften Hand. Er fragte: „Hast du lange auf mich gewartet?“ Sie antwortete, jedes einzelne Wort langsam betonend, mit einer klaren, leblos gleichförmigen, ungewöhnlich ruhigen Stimme:

„Du hast mich nicht erwartet, Du dachtest nicht, daß du mir begegnen würdest?“ — Und es war, als ob ein kalter Hauch von ihr ausginge. Und so still, so unbeweglich waren die Falten ihres weißen Gewandes. Der einfache Strohhut mit dem weißen Bande warf einen gelben Schatten auf ihr ruhiges Gesicht. Sie stand vor Rjesanow, neigte sich leicht und zeichnete mit der Spitze ihres leichten Schirmes eine dünne Linie in den Sand, von links nach rechts, zwischen ihn und sich. — Er fragte:

„Du bist also wirklich bereit, mein Tod zu sein?“ — Und ihre sanfte Antwort war: „Ich bin — dein Tod.“

Er fragte wieder und fühlte ein Frösteln im Leib: „Du fürchtest dich also nicht davor, diese düstere Rolle zu spielen?“
„Sie sagte: „Der Tod fürchtet die Lebenden und zeigt sich ihnen nicht unmittelbar. Du bist vielleicht der Erste, der mein Gesicht sieht, das irdische, menschliche Gesicht deines Todes.“

Er sagte: „Du spielst deine Rolle sehr gewandt und allzu gewissenhaft, Sag mir, wie nennt man dich?“ — Sie lächelte traurig und sanft. Sie sagte: „Ich bin — dein Tod, dein weißer, stiller, sanfter Tod. Eile dich, die irdische Luft zu atmen, — deine Stunden sind gezählt.“

Er runzelte die Brauen und sagte: „Du bist eine intelligente Dame, du befindest dich in einer schwierigen Lage und bittest um Geld. Was brachte dich in so eine Not, daß du mit allen Bedingungen einverstanden bist? Und selbst damit, in so einem schrecklichen Spiel mitzuspielen?“

Sie antwortete: „Ich bin hungrig, krank, müde und traurig.“

Er lächelte und sagte: „Ruhe dich vor allem aus. Warum stehst du? Setze dich auf eine Bank.“ — Sie gingen einige Schritte und setzten sich. Sie

zeichnete ein verworrenes Muster in den Sand. Er sagte: „Du bist hungrig — wenn du willst werden wir irgendwohin fahren und ich werde dir zu essen geben. Ich gebe dir das Geld, das du verlangt hast. Sag, kannst du sonst noch etwas von mir brauchen?“ — Sie antwortete: „Ich nehme dir alles, was du zu geben vermagst, — dein Gold und deine Seele.“

Er erschauerte. Er lächelte und sagte: „Du spielst deine Rolle gut.“ — Sie antwortete: „Ich bin gekommen. Bald naht meine Stunde. Ich warte.“ — Er zog die Geldtasche. Fünf Goldmünzen legten sich, eine an der anderen leise klirrend, in die kalte Handfläche, die nicht zitterte. Ohne Hast schloß sich die Hand, die dünnen, langen weißen Finger zogen sich zusammen — und ohne Eile senkte sich die Hand mit dem Geld in den Schatz des weißen Rockes. Traurig sah sie ihn von der Seite mit ihren grauen, aufmerksamen Augen an und lächelte. Dann flüsterte sie: „Ich nahm dein Gold — ich nehme auch deine Seele. Du gibst mir das Gold, — du gibst mir deine Seele.“ Er sagte leise: „Du hast mein Gold genommen, weil ich es dir gegeben habe. Aber wie willst du meine Seele nehmen? Und wo wirst du sie nehmen?“

Sie sagte: „Ich werde zu meiner Stunde zu dir kommen und du wirst mir deine Seele geben. Du wirst mir sie geben, weil ich — dein Tod bin, und du kannst mir nirgendhin entkommen.“

Trauer überkam ihn. Er sagte in einem scharfen Tone, um Trauer und Angst zu bekämpfen: „Du lebst in einem gemieteten Zimmer, du suchst eine Stelle, um zu arbeiten, du heißt Marie oder Anna. Wie heißt du?“

Und in wildem Zorne schrie er: „Sag, wie du heißt!“

Sie wiederholte leidenschaftlos: „Ich bin — dein Tod.“

So hoffnungslos und grausam fielen die Worte. Er zitterte. — Er ließ den Kopf sinken. Er fragte mit versagender Stimme: „Du bedarfst meines Geldes, — weil du hungrig und müde bist, — aber meine Seele, was willst du mit meiner Seele?“ — „Für dein Gold kaufe ich Brot und Wein und werde essen und trinken. Und dann nehme ich deine Seele und lege sie auf meine Schultern, und ich lasse mich mit ihr in den dunklen Palast nieder, in dem mein unsichtbarer Gebieter wohnt und gebe ihm deine Seele. Und er drückt den Saft deiner Seele in eine tiefe Schale, in der auch meine stillen Tränen

liegen, und er gießt ihn mit meinen Tränen zugleich über die mitternächtlichen Sterne.“

Sanft, ohne Hast, ein Wort nach dem anderen, klang die seltsame Rede, wie die Formel einer dunklen Beschwörung.

Wie hinter einem Schleier von sich zerteilenden Weihrauch verbara sich der klingende, bunte, froh dem Abend zustrebende Tag. Und da war Trauer und Müdigkeit und Gleichmut. Er sagte leise: „Was sollen mir deine Versprechungen, wenn ich in dem schrecklichen Grabe modere, in das mich gleichgültige Leute verscharren? Was soll mir das, sag?“

Sie sagte mit einem sanften Lächeln: „Ewige Ruhe.“

Da stand er auf und ging dem Ausgange des Parkes zu. Er hörte ihre leichten Schritte hinter sich. — Lange ging er durch die Straßen der Stadt — und sie ging hinter ihm. Manchmal beschleunigte er seine Schritte, um ihr zu entkommen, — dann ging auch sie rascher, lief, den Saum ihres Gewandes mit den zarten Fingern aufnehmend. Wenn er stehen blieb, dann stand sie in einiger Entfernung und betrachtete die Dinge, die in den Schaufenstern ausgestellt waren. Bisweilen wandte er sich um, und ging gerade auf sie zu, — dann lief sie eilig auf

die andere Seite der Gasse, oder sie verbara sich auf einer Rampe oder in einem Tore. — Und sie folgte ihm mit ihren grauen, stillen, aufmerksamen Augen, folgte ihm unabweisbar. — „Ich sehe mich in eine Droschke,“ — dachte er. Und er wunderte sich, daß ihm dieser einfache Einfall nicht schon früher gekommen war. Aber kaum sprach er mit dem Kutscher, näherte sie sich schon. Sie stand ganz nahe und es wehte über ihn Kälte und Trauer. Sie lächelte. — Da dachte er ärgerlich: „Sie setzt sich neben mich. Ich kann nicht von ihr forgehen und nicht vor ihr davonfahren.“

Rjesanow stieg zum dritten Stockwerk empor. Bei der Tür, die zu seiner Wohnung führte, blieb er stehen und läutete. Die ganze Zeit über hörte er das Geräusch von leisen, die Treppe hinansteigenden Schritten. Er läutete unaeduldiger ein zweitesmal. Angstschauer liefen ihm über den Rücken. Er wollte früher in seiner Wohnung sein, ehe sie emporgestiegen war und sah, in welche Tür er trat — auf dem Treppenaufgang waren vier Türen. Aber sie war schon oben. Schon leuchtete ihr Kleid weiß in dem Halbdunkel der Treppe und ihre grauen Augen blickten ganz nahe in die seinen erschrockenen, als er, in den Vorraum tretend, noch einmal zur Treppe sah und dann hastig die Tür hinter sich schloß. Er versperrte die Tür selber. Das Schloß klirrte so laut. Dann blieb er in dem halbdunklen Vorraum stehen. Wehmütig sah er auf die Tür. Er spürte — als sähe er durch die plötzlich durchsichtig gewordene Tür hindurch — daß sie hinter der Tür stand, still, ein sanftes Lächeln auf den lieben Lippen.

Dann tönten leise Schritte die Treppe herab.

Rjesanow ging in sein Arbeitszimmer. „Sie ist fort,“ — schien jemand mit klarer Stimme zu sagen. Und es war, als ob eine andere Stimme hoffnungslos-ruhig Antwort gäbe: „Sie kommt wieder.“

Er wartete. Es wurde immer dunkler. Kummer quälte ihn. Seine Gedanken waren unklar und verworren. Ihm wurde schwindelig. Frost und Hitze überliefen seinen Leib. Er dachte: „Was macht sie wohl jetzt, mein lieber, mein weißer Tod.“ Und plötzlich glomm Neugierde in ihm auf. Sie würde kommen, gewiß. Aber warum kam sie? Wie faßte sie ihre Aufgabe auf, diese seltsame Dame, die für Geld zu allem bereit war, und selbst dazu, dem Tode nachzugehen? Vielleicht — war sie gar kein Weib, sondern der Tod selbst? Er legte sich auf den Divan, deckte sich mit dem Plaid zu. Er zitterte am



Grundsteinlegung zum Bau einer Baptistenkirche in Lodz.

Am 1. Oktober d. J. fand in der Alexandrowska Straße 60 in Lodz die feierliche Grundsteinlegung zum Bau einer Baptistenkirche statt. Unser Bild zeigt den Augenblick nach der Einmauerung der Pergamenturkunde.

ganzen Körper unter den Anfällen grausam-süßer Sieberschauer. Seltsame Gedanken durchkreuzten seinen Kopf. Sie — war klug und gewissenhaft. Sie nahm das Geld und will es nun verdienen und sie spielt die ihr soufflierte Rolle sehr gut. — Warum war sie nur so kalt? . . . er erinnerte sich an ihr Gesicht. So vertraute Züge. In der Erinnerung erstand ihr Gesicht Zug für Zug, — so bekannte, vertraute, liebe Züge. Wer ist sie, mein weißer Tod? Ist sie nicht meine Schwester?

Und wenn sie — meine Schwester in der Ewigkeit, mein weißer Tod ist, — was liegt mir daran, daß sie hier in dieser Verkörperung in dem Bilde einer durch Inferate Suchenden zu mir kam, die in einem gemieteten Zimmer wohnt. — Sie nahm mein Gold mit erstarrender Hand und sie wird meine Seele nehmen. Ich habe meine Seele zum Leben erweckt und meinem

wieder. — Und sie drückte sich zärtlich an ihn und flüsterte: „Mein Messer ist scharf und seine Wunde ist süß.“

Und sie glitt heran und küßte und liebte ihn. Und sie stach ihn mit dem vergifteten Messer in den Nacken. Ein süßes Feuer jagte wie ein Wirbelwind durch seine Adern — und schon lag er tot in ihren Armen. — Und mit einem zweiten Stoß der vergifteten Waffe tötete sie sich und fiel tot über seine Leiche.

Aus dem Russischen übertragen von B. B.

Herbst. von Max Jungnickel.

Wie ein buntes, zottiges Malweib kommt die Herbstnacht ins Dorf geichlichen. — Sie zaubert auf ihre Palette das kalte Silberlicht und das schaurige Tief-Dunkel. Auf ihrer Schulter



Der galante Perückenmacher.

Tode befohlen, zu mir zu kommen, mir nachzugehen. Und er wartete: Es war Nacht. Leise läutete die Glocke. Niemand hörte es. Rjesanow warf eilig den Plaid fort. Er ging ins Vorzimmer und bemühte sich, kein Geräusch zu machen. Laut klirrte das Schloß. Die Tür öffnete sich — sie stand auf der Schwelle. Er trat zurück in das Dunkel des Vorraumes. Er sagte, wie erstaunt: Du — bist es?

Und sie sagte: „Ich bin gekommen. Dies ist meine Stunde. Es ist Zeit.“ Er versperre die Tür hinter ihr und ging durch unbeleuchtete Zimmer in das feine. Hinter sich hörte er das leise Geräusch ihrer Schritte. — Und in der Dunkelheit seines Zimmers glitt sie zu ihm hin und küßte ihn mit unschuldigen, zärtlichen Küßen. „Wer bist du?“ fragte er. Sie sagte: „Du hast mich gerufen und ich bin gekommen. Ich fürchte mich nicht, fürchte du dich auch nicht. Ich gebe dir die letzte Labfal des Lebens — den Kuß des Todes — und dein Tod wird leicht sein und süßer denn Gift.“

Er fragte: „Und du?“ Sie antwortete: „Ich sagte dir, daß ich mit deiner Seele den einzigen Weg gehen werde, der vor uns liegt.“ — Wie wirst du meine Seele nehmen?“ fragte er

aber kauert ein Rabe und schwagt wie ein Leichenbitter. — Die Birken stehen am Dorfteich, im Nachtwind, und frieren. — Im Pfarrhaus ist noch Licht. — Ein Fenster steht offen.

Der Pastor sitzt am Klavier, und seine lichtblonde Tochter hält ein Notenheft in der Hand. Und nun huscht aus dem Fenster ein Schubertlied: Eine felige, strahlende Strophe:

„Horch, horch, die Lerch' im Aetherblau!“

Die Nacht steht vor dem Fenster und lauscht. —

Und das Lied tanzt um die Birken und trägt sie durch verzauberte Frühlingsmärchen.

Und die Bäume träumen von Morgendrosseln, von versonnenem Wassergemurmel und von Maimondstrahlen.

Die Birken wiegen sich und biegen sich. Ihre nackten Zweige schlagen ineinander, und wie fröhliche, junge Mädchen möchten sie Arm um Arm zum Pfarrhaus wandern.

Da verklingt das blaubleue Schubertlied.

Das Licht verlöscht.

Die Birken stehen wieder weinend und frierend am Teiche.

Und die Nacht fragt wilddunkel den Wind, ob er nicht bald Schnee ins Dorf bringt.

Reinheit, Schönheit, Luft und Sonne. von J. M. Seib.

Im Verlage der „Schönheit“, Dresden-A. 24, ist in diesen Tagen als 6. Band der Bücherei der Schönheit ein bequelles Buch erschienen, das wir allen denen warm empfehlen möchten, die erkannt haben, daß das Leben, das wir führen, dringend reformbedürftig ist, daß das Sehnen nach reiner, natürlicher Schönheit, der Hunger nach Luft und Sonne endlich gestillt werden müssen, sollen wir nicht eien-
diglich verkümmern. In dem erwähnten Buche (Die Nacktkulturbewegung, die, vor einer Reihe von Jahren in Deutschland eingeleitet, nach dem Weltkriege immer mehr an Bedeutung und Umfang gewinnt. Der Verfasser verbreitet sich in einer den Gegenstand völlig erschöpfenden, überaus fesselnden Weise über die Ziele und Aufgaben der Bewegung, die ihren Anhängern die griechische Freude an der Schönheit des eigenen menschlichen Körpers wiedergeben, sie selbst der Natur wieder zuführen will. Die Forderung: „Zurück zur Natur!“, die seit einer Reihe von Jahren von klugen Menschenfreunden gepredigt wird, leuchtet auch der Nacktkulturbewegung voran.

Zahlreiche Bilder begleiten den Text des Werkes, der u. a. den Inhalt der nachfolgenden Kapitel bildet: Nacktkultur; Die Kleidung; Nacktheit, Schamgefühl und Sittlichkeit; die Stellung der christlichen Lehre zur Nacktheit; Gesundheit und Nacktkultur; Kindererziehung im Sinne der Nacktkultur; Die Frau und die Nacktkultur; Nacktheit und Kunst; Nacktheit im Film; Ästhetik und Nacktkultur; Nacktkultur und Rassenveredelung; die Entwicklung der Nacktkulturbewegung in Deutschland.

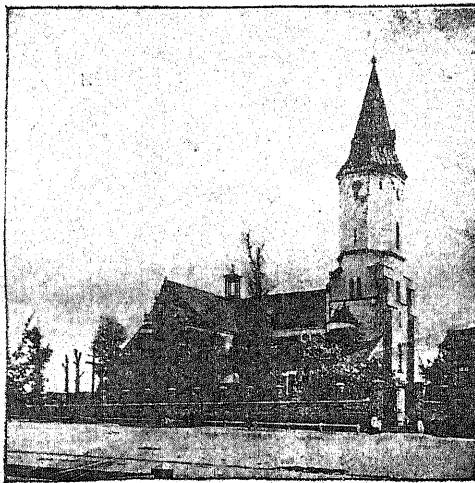
Um unseren Lesern eine Kostprobe aus dem Buch zu geben, drucken wir im Nachstehenden den Schluß des Kapitels „Nacktkultur und Rassenveredelung“ ab.

Die Schriftleitung.

Wann werden die Menschen wieder zur Ruhe, zur Selbstbesinnung kommen? Erst dann, wenn sie sich zu sich selbst und zur Natur zurückgefunden haben. Der Umgang mit der Natur verinnerlicht den Menschen und lehrt ihn die Oede und Seichtheit der Großstadtvergnügungen erkennen. Darum gibt es nur eines: hinaus in die Natur, lernt eure Mutter wieder kennen, lernt ihre Schönheit wieder schauen! Ja, es ist notwendig, die Schönheit der Natur erst wieder sehen zu lernen. Denn durch die aufdringlichen Farben und Formen, die die Stadtbewohner zu sehen gewohnt sind, ist ihr Blick so verblindet worden, daß sich ihr Sinn erst wieder den, feinen, zarten Linien und Tönen der freien Natur anpassen muß. Erst nach dieser Anpassung werden den Menschen die Augen aufgehen für die Schönheit der Natur, werden ihnen die Augen auch darüber aufgehen, welche hohlen Götzenbildern sie bisher

gehuldigt und was sie dadurch versäumt haben. Die abgelaufene Zeit des Lebens ist aber für immer dahin, und niemand gibt sie euch wieder. Auch der kann sie euch nicht wieder zurückgeben, der zu euch sagt, zu der und der Veranstaltung, zu dem Bier- oder Tanzabend müßt ihr unbedingt hingehen, dazu seid ihr gesellschaftlich verpflichtet. Auf solche gesellschaftliche Verpflichtungen pfeift ruhig, es geht auch ohne sie. „Aber ein Vergnügen muß man doch haben“, sagt ihr mir. O ja, doch glaubt ja nicht, daß ihr mit leichten Vergnügungen eurem Leben Würze und Gehalt verleihen könntet. Die Aufheiterung, die euch in solchen Vergnügungen gegeben wird, ist etwas so Oberflächliches, etwas so Heußerliches, daß ihr sie immer und immer wieder erneuern müßt. Sie wird wie die Politur eines Möbelfstückes durch die Rauheiten des Lebens stets wieder abgenützt werden. Solange ihr allerdings die Natur nicht kennen und verstehen lernt, mag es ja sein, daß euch das oberflächliche Leben voll befriedigt. Oder verspürt ihr nicht doch dann und wann eine grenzenlose Lere in eurem Dasein? Habt ihr aber erst Fühlung mit der Natur gewonnen, dann wird euch des Lebens Gehalt und des Lebens Wert bewußt werden.

Materielle Stätten in Polen.



Die alte katholische Kirche in Pabianice.

Dazu aber ist notwendig, daß ihr in die Natur hinausgeht nicht mit Stehkragen und gestärkten Manschetten, nicht Stöckelschuhen, Korsett und Sonnenschirm, sondern mit leichten Wanderkleide, barfuß und barhäuptig; und dieses leichte Wanderkleid müßt ihr an geeigneten Stellen auch noch ablegen, euren licht- und lufthungrigen Körper den lebenspendenden und lebenerhaltenden Sonnenstrahlen und dem Winde aussetzen. —

Das Nacktleben ist in ganz hervorragender Weise geeignet, den Sinn für die Natur zu wecken.

Wer je solche Feiertunden in reiner Nacktheit mitgemacht hat, der weiß, was Leben ist, wie schön das Leben ist und wie schön man sich das Leben gestalten kann, wenn man den Willen dazu hat.

Selbstzucht und Willen zur Reinheit erfordert die Nacktkultur, Reinheit und veredelten Sinn gibt sie euch wieder. Und wenn der einzelne sich selbst veredelt, trägt er bei zur Veredelung der Gesamtheit. —

Humor.

Ein kleines Mißverständnis. Ludwig Barnag, der Altmeister deutscher Schauspielkunst, erzählte kürzlich einige Anekdoten aus dem Leben seiner Freunde, darunter auch folgende: Ernst Possart trat in dem kleinen Theater zu Fürth, in dem Stück des bayerischen Hofdichters Heigel „Josephine“ als Napoleon I. auf. In diesem Stücke wird der Sarg des Herzogs von Reichstadt, des Sohnes Napoleons, auf die Bühne gebracht. Possart, von dem dienstfertigen Requisiteur befragt, welchen Leichenpruch er auf dem Sarge des „kaiserlichen Prinzen“ anzubringen habe, antwortete kurz: „Nichts von Prunk; eine einfache schwarze Sargdecke und darauf in weißen Buchstaben N. II.“ Am Abend erschien der Sarg, auf dessen schwarzer Decke in weißen Lettern das Wort prangte: „Entzwei“.

Auf jeden Fall. „Wenn Tante Edith kommt, müßt ihr große Freude zeigen!“ — „Und wenn sie nicht kommt?“ — „Na — dann freuen wir uns ja von alleine!“
(„Meggendorfer Blätter.“)

Der Likör und die Judenfrage. Wir lesen in der „Wiener Morgenzeitung“: Während einer Verhandlungspause des Kongresses stand ich vor dem Schützenhaus und plau-

derte mit einigen Bekannten. Da steuert ein kleiner dicker Jude auf uns zu und fragt:

„Sagt mir, ich bitte euch, seid ihr Zionisten?“

„Natürlich,“ ist die Antwort.

„So habe ich eine Bitte an euch. Ich bin aus Warschau. Jetzt war ich zur Kur in Marienbad. Nun fahre ich nach Hause, und da bin ich hergekommen, weil ich ein paar Flaschen echten Karlsbader Likör mitnehmen will. Den echten Karlsbader Likör bekommt man doch nur in Karlsbad. Ich habe also ein paar Flaschen gekauft, es sind im ganzen neun. Nun weiß ich aber nicht, ob man mir soviel an der Grenze durchläßt. Da möchte ich euch bitten: Wenn ihr nach Hause fahrt, nehmet jeder eine Flasche in eure Koffer.“

Wir lehnten natürlich ab. Da wurde der Jude wütend und rief:

„Aha, da habt ihr's! Das sind Zionisten! Kümmern sich um die Judenfrage, und wenn es sich darum handelt, einem Juden eine Gefälligkeit zu erweisen, da sind sie nicht zu haben. Ein Skandal, so wahr ich lebe!“